

Werk

Titel: Romanische Forschungen I, 1

Autor: Gröber, G.

Ort: Halle

Jahr: 1882

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345572572_0006|log83

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Ungefährlich ist nach diesen Darlegungen folgende, die hier behandelten Dinge zusammenfassende Regel: Beim Zusammentreffen von (alveol.) *n*, *ñ* und *l'* mit *s* erfolgt im Provenzalischen und Französischen und auch bei *lfort* im Provenzalischen *t*-Epenthese; ursprüngliches, nicht jotaziertes *lfort* wurde im Altfranzösischen im Auslaut in ältester Zeit zu *lsuau*; *l* in der Gruppe *l'r* war *lfort*.
G. GRÖBER.

Romanische Forschungen. Organ für Romanische Sprachen und Mittellatein, hrsg. von Karl Vollmöller. 1. Band, 1. Heft. Erlangen 1882. Deichert. 8°. 144.

Die jüngste unter den zahlreichen Gründungen in Deutschland auf dem Gebiete der romanischen Philologie! Man ist begierig zu erfahren, welcher Not mit diesem periodischen Organ gesteuert werden soll und wie Herausgeber und Verleger den Besitzern der Romanischen Zeitschrift, der Romania, des Giornale di Filologia Romanza, der Romanischen Studien, der Revue des Langues Romanes, um von anderen in Deutschland eingebürgerten romanischen Zeitschriften und Sammelwerken mit speziellerem Programme zu schweigen, den Ankauf des neuen Organs plausibel machen mögen: denn unter ihnen suchen die „Romanischen“ Forschungen doch in erster Linie die für ihren Bestand erforderlichen anderthalb bis zweihundert Abnehmer. Die Ankündigung des Unternehmens begegnet jedoch dem neugierigen Frager in ihrem gänzlichen Schweigen über diesen Punkt mit einer ahnungslosen Vertrauensfröhllichkeit. Sie präzisiert nur die Aufgabe des Organs und zwar dahin, daß es „Untersuchungen aus dem Gesamtgebiete der romanischen Philologie einschließlic des Mittellateins, Mitteilungen aus Handschriften, Nachkollationen und wichtige altromanische und mittellateinische Texte bringen“, also „ein Repertorium für Mittellatein und für romanische Sprach- und Litteraturgeschichte“ sein soll. Von der Romanischen Zeitschrift und den Romanischen Studien — um nur deutsche Organe zu vergleichen — unterscheiden sich die R. F. sonach darin, daß sie Recensionen ausschließen und das Mittellatein accentuieren, dem übrigens in allen vorhandenen romanistischen Zeitschriften die selbstverständliche Berücksichtigung zu teil geworden ist. Freilich nicht, wie wohl begreiflich, in seinem vollen Umfange. Ein Organ für mittellateinische Sprach- und Litteraturkunde ohne Rücksicht auf besondere Länder, worin was jetzt in historischen und philologischen Zeitschriften über Mittellatein und mittellateinische Litteraturwerke zerstreut wird, gesammelt würde, ist bei der gegenwärtigen Blüte der mittelalterlich-philologischen Studien zweifelsohne ein Bedürfnis, und hätte einen so ausgedehnten Interessentenkreis, daß ihm die allseitigste Unterstützung und der Erfolg nicht fehlen könnte. Eine Pflege der mittellateinischen Philologie in diesem weiten Umfange liegt aber offenbar nicht in der Absicht der R. F., wie schon der Titel, die Verbindung von Mittellatein und Romanisch, der Inhalt des vorliegenden und die für die nächsten Hefte in Aussicht genommenen Arbeiten erkennen lassen (unter den teils gedruckten, teils angekündigten 23 Beiträgen sind nur zwei auf Mittellatein bezüglich); ja der Herausgeber giebt sogar dem

Zweifel Raum, ob es ihm mit dem Mittellatein recht Ernst ist, wenn er einmal zwar die Rom. Forsch. ein Repertorium für Mittellatein und für romanische Sprach- und Litteraturgeschichte nennt, zwei Zeilen zuvor aber, das Romanische in den Vordergrund rückend, Untersuchungen aus dem Gesamtgebiet der romanischen Philologie einschliesslich des Mittellatein verheißt. Es handelt sich daher lediglich um eine Vermehrung der Organe für die romanische Philologie, wobei die Frage nach der Zweckmäßigkeit und dem Bedürfnis zu beantworten dem Publikum anheim gegeben wird. Da nun bei dem weiten Rahmen der Rom. Zeitschrift und der Romanischen Studien und bei der großen Zahl der anderen in Deutschland erscheinenden Fachzeitschriften keiner der im 1. Heft der R. F. enthaltenen und für die nächsten Hefte in Aussicht stehenden Artikel in dieselben sich nicht einfügen und — wie ich in der Lage bin behaupten zu dürfen — keiner darin ununterbringbar sein würde, so ist die Bedürfnisfrage zu verneinen, ebenso wie das Vorhandensein eines durchdachten Programmes, einer sachgemäßen Verbindung von Disciplinen, und nicht minder die Zweckdienlichkeit. Man sollte doch endlich mit Gründungen dieser Art aufhören. Die Konkurrenz kann hier nicht fördern, sondern nur zur Zersplitterung der zur Forschung berufenen Kräfte führen und Unbefugten Gelegenheit bieten unreife Leistungen auf den Markt zu bringen, wovon eine notwendige Folge ist, daß kein deutsches Organ für romanische Philologie sich auf die Höhe erhebt und das Ansehen unserer Wissenschaft in Deutschland und auswärts herabgedrückt wird.

Der erste einen Gegenstand von höchstem Interesse behandelnde Beitrag von:

O. Dietrich, *Über die Wiederholungen in den afranz. Chansons de geste*, scheint eine Erstlingsarbeit zu sein, was die Sätze z. B. anzeigen, mit denen der Verf. zur Fragestellung gelangt: „Die Untersuchungen von Wolf und Lachmann haben uns die Entstehung der Ilias, Odyssee und des Nibelungenliedes klar gelegt, ... jene Epen ... sind das Produkt eines ganzen Volkes. Dasselbe hat man inbetreff der französischen Epen vermutet, doch wohl nicht mit demselben Recht; denn die Volkslieder, die in Frankreich gesungen wurden ... gerieten allmählich in Vergessenheit, was durchaus nicht wunder nehmen kann, wenn man bedenkt, wie wenig günstig die Jahrhunderte nach dem Tode Karl d. Gr. der Poesie waren.“ Der Verf. zeigt hierin eine sehr unausgebildete Anschauung von Volkspoesie und behauptet unbewiesene Dinge. „Von der Form der alten Lieder blieb im Gedächtnis der folgenden Generationen nichts zurück, wohl aber von dem Inhalt, aber auch dies nur obenhin.“ Woher nimmt der Verf. diese Wissenschaft? „Erst das 11. Jahrh. zeitigte wieder schöne Früchte in der epischen Dichtkunst.“ Die altfranzösische Litteratur besteht nicht nur aus dem, was wir besitzen oder was bezeugt ist. „Die alten Sagen“ (wie verhalten sich Sagen und Lieder, s. o., zu einander?) „erwachten aufs Neue und lieferten den Stoff zu größeren Epen.“ Wie soll, was obenhin gewußt war, wieder erwacht sein? Derartige unklare Anschauungen trägt der Verf. weiter vor bei Betrachtung sog. Eigentümlichkeiten des französischen Nationalepos gegenüber dem Griechischen und Deutschen. Als eine diesen fremde, der Erklärung bedürftige Eigentümlichkeit erkennt er die Erscheinung an, daß im französischen Epos „dieselbe Thatsache oft mehrmals in aufeinanderfolgenden Tiraden wiedererzählt werde.“ Er will die über diese Erscheinung geäußerten Meinungen

prüfen und „womöglich widerlegen“; er ist weder mit den „Liedertheoretikern“ noch mit den „Variantikern“ noch mit denen, die beides zugleich sind, — in diese drei Klassen ordnet der Verf. die Vertreter der von ihm gemißbilligten Ansichten — einverstanden um sich den Vertretern der Meinung zuzugesellen, „die Wiederholungen seien eine Eigentümlichkeit der epischen Poesie der Franzosen.“ Er zeigt den Liedertheoretikern, die übrigens keiner ernstlich den Beweis für ihre aus bekannter Quelle geschöpfte Anschauung angetreten, und den Variantikern, die ebensowenig das Verfahren der Sänger begreiflich gemacht, die aus supponierten mehreren Epen über denselben Gegenstand neue Epengestaltungen in der Weise fabriziert hätten, daß sie bald dem einen bald dem andern eine Strophe entlehnten, er zeigt und zwar hier und da mit anerkennenswertem Scharfsinn, daß die Strophen, mit denen die Vertreter dieser Ansichten exemplifizierten, in Wahrheit keine oder doch nur scheinbare Wiederholungen enthalten und nicht ohne Nachteil für den Zusammenhang zu entbehren sind. Nur beiläufig erwähnt der Verf. die von mir zuerst an der ch. d. g. Fierabras demonstrierte Interpolationstheorie, die er mit seiner und seiner Meinungsgenossen Auffassung sogar in Einklang glaubt setzen zu können, und doch konnte, nachdem Lied und Variante in der Wiederholung nicht zu erkennen sind, nur noch die Frage sein, ob die nach heutiger Auffassung den natürlichen Verlauf der Erzählung störenden Strophen und Strophenteile in den altfranz. Epen (die sog. Repetitionen, Varianten), für die ich den allgemeineren Namen Dittologien vorschlagen möchte, von den Originalverfassern herrühren oder von Redactoren der Originalwerke, also von Interpolatoren; er mußte diese Frage um so mehr in den Mittelpunkt seiner Untersuchung stellen, als er bei mehreren Epen (Fierabras, Ogier, Aiol etc.) die interpolierende Redaction zugiebt, also Kriterien für die interpolierte Dittologie und für die originale anzugeben hatte. Die Interpolation nur bei „schwerwiegende und unauflösbare“ Widersprüche darbietenden Dittologien gelten zu lassen, heißt doch die sonderbare Ansicht aussprechen, daß der Interpolator nur Widersprüche hervorbringen könne; und wo solche nicht zu erweisen sind, die Dittologie als vom Originaldichter schon gewollt, die Epen als damit von vornherein behaftet anzusehen ist doch eine mindestens recht willkürliche Idee. Der Schluss: die mit uns störenden Elementen versehenen Epen existieren schon im 12. Jahrh.; sie wurden in dieser Gestalt dem Publikum, wie unsere Hss. lehren, dargeboten, das sie sich so gefallen liefs und verstand; die Repetition und Variante war daher ein, uns als solches allerdings nicht recht begreifliches und scheinbar prinziplos gehandhabtes Kunstmittel der Epik, und seine Anwendung von Seiten des Originaldichters selbst ist daher nicht nur möglich, sondern selbstverständlicher als von Seiten eines Überarbeiters — enthält eben in dem Fortschreiten von der Möglichkeit zur Behauptung der Thatsächlichkeit eine Erschleichung. Die Evidenz wird auch nicht durch Zuhilfenahme der Vorstellung erreicht, wonach jenes Kunstmittel eigentlich nur auf der Unbehilflichkeit der ersten Erzähler beruhe, die durch Ungeübtheit und Befangenheit im Stoff behindert gewesen seien durchsichtig zu disponieren: denn die französischen Volkslieder, chansons d'histoire und dergl., zeigen, daß der Volksdichter sich nie mehr vermaß als er beherrschte und seine deutlichen Vorstellungen in jeder Logik standhaltender Form auszusprechen vermochte. Die Dittologie

aber aus der Vortragsweise der Nationalepen zu erklären, und zwar aus dem Umstand, daß die Epen nicht in einem Athem, sondern mit freiwilligen und unfreiwilligen Unterbrechungen recitiert und bei Fortführung der Erzählung der Hörer an das unmittelbar vorher Erzählte erinnert worden wäre, geht einfach darum nicht an, weil die unfreiwilligen Unterbrechungen vom Dichter (der Sänger kommt gar nicht in Frage) nicht vorhergesehen, die freiwilligen nur bei wirklichen Ruhepunkten der Erzählung von ihm durch eine Repetition (mit einer neuen Anrede z. B. an das Publikum verbunden, wie nicht selten geschieht¹) markiert werden konnten; eine Pausierung von Strophe zu Strophe oder Zusammenhang derselben mit der Dittologie kann bei dem ganz unregelmäßigen Auftreten der Dittologie (oft findet sich keine in 50 aufeinanderfolgenden Strophen, bisweilen mehrere hinter einer) ebenfalls nicht wahrscheinlich gemacht werden; die mit den Dittologen bisweilen verbundenen Widersprüche vermag natürlich keine irgendwie vorbedachte Vortragsart als original zu erweisen.

Auch ich läugne natürlich einen so sicheren Thatbestand nicht, wie den, daß Epen mit repetierenden Strophen ihr Publikum hatten, und sehe sie als, eine epische Kunstform repräsentierend an, erkenne in derselben aber eine Depravation der fransös. Nationalepik, die Platz griff, als dem Generationen hindurch an dieselbe schlicht logische Erzählungsform originaler Nationalepen gewöhnten Publikum und den Recitatoren, denen die Epenoriginalen in die Hände fielen, die einfache Form nicht mehr zusagte und durch materielle Erweiterung und Änderung und durch Ornamentierung der eindrucklosen Form dem Interesse an dem allbeliebten Gegenstand aufgeholfen werden sollte. Solche Veränderung altfranzösischer Epen ereignete sich, wie wir wissen, ja nicht nur einmal; die altfranzösischen Nationalepen haben verschiedene Metamorphosen durchgemacht, ehe sie auf die endgiltige Form des Volksbuchs reduziert wurden. Daß Recitatoren dieselben Epen zur selben Zeit in verschiedenen Redactionen vortrugen, lehren die Ausfälle, die in Eingangstiraden und an anderen Stellen in altfranzösischen Epen gegen Sänger derselben Dichtung gemacht werden, die den Gegenstand gefälscht oder in gemeiner Form dargeboten hätten, lehren auch die Hss., denn die Rolandsdichtung, der Fierabras u. a. sind in verschiedenen Redactionen desselben 13. Jahrh. erhalten. Auch liegen ja Epen ohne Varianten noch vor in Voyage de Charl., Foulque de Candie, Parise la duchesse, Aye d'Avignon, Auberi li Bourg, etc. Zuzugeben ist ferner, daß nachdem durch Neubearbeitung Epen mit mehr oder weniger geschickten Änderungen, Erweiterungen und Dittologien entstanden waren, nach ihrem Muster, in ihrer Form neue Dichtungen komponiert werden konnten! Man vergleiche die moderne Posse mit ihren, mit dem Sujet oft kaum im Kontakt stehenden Couplets, die aber oft genug als Hauptsache gedacht und geschätzt wurden, oder, um ein näherliegendes Analogon anzuführen, die, andern Liedern ihre Refrainzeilen entlehrenden altfranzös. Lieder heitern Inhalts, denen Possen resp. Lieder vorangegangen sind und zur Seite stehen, in denen Couplet resp. Refrain organische Bestandteile des Ganzen bilden, deren Form also logisch ist. — Ehe wir aber die Originalität variierender Tiraden in einem Epos behaupten können, müssen wir

¹ Z. B. Auberi li B. (Tobler) S. 22, 14 ff.; S. 46, 21 ff.; S. 103, 26 ff. etc.

wissen, daß es im Original auf uns gekommen ist — ein Punkt, den der Verf. gar nicht in Erwägung zieht. Die Repetition selbst ist doch höchstens für den schon ein Erkennungszeichen der Ursprünglichkeit eines Epos, für den mit unlogischem und difusem Erzählen die litterarische Erzählungskunst beginnt (dem griechischen und deutschen Epos werden diese Eigenschaften nicht zuerkannt). Auch damit beweist der Verfasser die Originalität der mit Repetitionen versehenen Epen keineswegs, daß er, auf eine Beobachtung Toblers sich stützend, darzuthun sucht, wie repetierende Strophen entweder zur Hervorhebung wichtiger Momente der Handlung dienen oder zunächst allgemein Ausgedrücktes spezialisieren oder mit einem Fortschritt der Erzählung schließen und somit für den Zusammenhang unentbehrlich sind. Die Untauglichkeit solcher Kriterien ist jedenfalls dann erwiesen, wenn unbezweifelt interpolierte Dichtungen dieselben Erscheinungen darbieten. Nun wird der Verfasser in der interpolierten Alexiuslegende (S) z. B. die Strophen 15, 17—24 (c. 180 Verse, 5 des Originals gegenüberstehend) als solche anerkennen, die den bedeutungsvollen Moment der Trennung des Alexius von seiner Braut hervorzuheben dienen; in den Zusatzversen 14—18 wird er eine Spezialisierung des Gedankens (sog. Variante) der originalen Verse 1—4, in V. 23—31 eine solche zu V. 6—9 des Originals zugeben, wie umgekehrt in V. 593. 4 eine Hindeutung in allgemeinen Ausdrücken auf die speziellen Angaben der echten Strophe 41 (= S 597—601) sowie der nachfolgenden Interpolation; die Unentbehrlichkeit aber der Zusatzverse 1085—1127 etc. bedarf gar nicht erst des Beweises, denn, nachdem der Redactor die originalen Verse 75^{d e} ausgelassen und dafür die sinnige Erzählung vom Übergang des Pergaments aus Alexius' und des Papstes Händen an Alexius' Braut einzuschalten beliebt hat, ist keiner der interpolierten Verse 1115—1127 entbehrlich; die Belehrung des Publikums in der zugehörigen Zusatzstrafe 1106—1111 antasten wollen, würde hiernach, um mit Verf. zu sprechen, zu den allergrößten Kühnheiten der wissenschaftlichen Kritik gehören, ebenso, wie die Verdächtigung der teilweise repetierenden, teilweise spezialisierenden Zusatzstrophe 1097—1105. Die Richtigkeit endlich der Meinung, wonach Interpolation nur bei unauflösbaren Widersprüchen bestünde, wird ebenfalls widerlegt durch die Abwesenheit solcher Widersprüche im interpolierten Alexius. Derartige Kriterien sind demnach keine Echtheitskriterien; sie ergeben im besten Falle, daß der Interpolator nicht ein allzu plumper und ungebildeter Mensch war. Wie eingreifend und vielseitig, wie verständig und litterarisch achtungswert die Thätigkeit interpolierender Redactoren sein kann, ist an der kostbaren Tiradenbearbeitung des alten Alexiusgedichts zu lernen; sie stellt ein einheitliches Werk dar, trotz der zahlreichen, oft mit Abänderungen des Originals verbundenen Zusätze und sie setzt eine allgemeinere Anwendung der von mir im Fierabras, lange vor dem Bekanntwerden des Zusammenhangs des Tiradenalexius mit dem strophischen Alexius, konstatierten Kategorien der Interpolation: Verszerdehnung, Verszusatz Zusatz von Tiraden, Tiradenanfängen und -Schlüssen außer Zweifel. Der Erfolg solch redactioneller Thätigkeit mußte ein verschiedener sein; er ist von der Bildung und vom Geschick jedes Überarbeiters abhängig; bisweilen wird der Redactor sich durch auffällige Incongruenzen leicht verraten, bisweilen unerkennbar sein. Die feste Fügung der interpolierten Alexiusdichtung ist ein Beleg für letzteren Fall, denn sie ist fest in dem Grade, daß es keiner

philologischen Kunst gelingen dürfte, aus ihr das strophische Original herauszufinden, an das höchstens die gegen das Ende häufig auftretende 5 zeil. Strophe (53 unter 140) noch erinnert. Daran zeigt sich aber, daß der feste Glaube an die Ursprünglichkeit der Überlieferung zum Irrtum führen kann, und daß er ein bedenklicherer methodischer Grundsatz ist, als der Zweifel, der uns im schlimmsten Falle der Grenze unseres Erkennens auch hier inne werden läßt. Grund zum Zweifel an der Ursprünglichkeit der Überlieferung sind aber nicht nur Widersprüche, wenn auch der solideste, sondern auch Verschiedenheit der Sprache, der Reim- und Versbehandlung, Verschiedenheit der Darstellungskunst und des dichterischen Ingeniums (die z. B. im Oxf. Rol. unverkennbar ist, wo neben zahlreichen überraschend feinen Conceptionen, plastischen Schilderungen und gemüterrrenden Äußerungen, neben treffendem Ausdruck und Cohärenz des Denkens, platte Erfindung¹ und Gemeinplätze, farblose Beschreibungen, ungenügender Gedankenausdruck, und eine triviale Denkweise und unbeholfene Gedankenverbindung sich breit macht) u. s. w. Ehe inbezug hierauf die Einheitlichkeit des einzelnen altfranz. Epos geprüft worden ist, ist es so unwissenschaftlich seine Ursprünglichkeit zu behaupten, wie sie zu verneinen. Unmöglich kann daher die vom Verf. betrachtete Frage, wie er vermeint, in Bausch und Bogen beantwortet und sie kann auch nur bei kritisch herausgegebenen Epen, umsichtigste Prüfung vorausgesetzt, mit Aussicht auf Erfolg gestellt werden. Sie ist selbstverständlich auch einem rekonstruierten Archetypus gegenüber noch zu erheben; denn die Originalität eines aus den verschiedenen Hss. konstruierten Rolandarchetypus mit seiner ungleichen Darstellung ist nicht schon mit der Behauptung, daß er nach Sprache und geschichtlichen Anspielungen ein Werk des 11. Jahrh., oder mit dem Nachweise erkannt, daß der eine oder andere Variantiker in ihm eine verdächtige Stelle unrichtig verstanden habe; noch weniger darf man bei dieser Annahme so wunderliche Vers- und Strophenverstellungen für erlaubt halten, wie der Verf. bei Besprechung der V. 737—783 thut (wo er das Wort *recut* — auch in Ven. an derselben Stelle wie in O — in eine *o*-Tirade transponiert²) oder gar noch von „frühen Verderbnissen“ reden. Die Sprache des Ven. Vers. Paris. Oxf. Roland ist auch die ihrer Zeit; die historischen Beziehungen des Rol.-Archetypus zum 11. Jahrh. können ebenso das Werk eines Redactors sein. Die epische Litteratur Frankreichs ist älter als das 11. Jahrh. Hinter dem Archetypus des Roland liegt eine nach Generationen zählende epische Entwicklung. Der Kern des Rolandsliedes und manche für das Schicksal der Helden so tiefe Teilnahme und Majestät in der Trauer ausdrückenden Verse, manche der von herrlichster Denkweise getragenen Situationen, die greifbare Nähe, in der die Dinge an vielen Stellen vom Dichter gesehen werden, — wenn sie nicht als

¹ Der Verf. findet S. 33 selbst die Fiction, wonach Karl um Roland in Sorge ist (Rol. 773. 825. 841—843) und den Verrat Ganelons für gewiß hält (vgl. Rol. 835) ohne Vorsichtsmaßregel zu ergreifen, auch recht seltsam und sucht auf künstliche Weise zu helfen.

² Solche Eingriffe in die Überlieferung sind viel bedenklicher, als z. B. die Annahme, daß die 3 *perrons* v. 2875 (womit der Verf. die drei Strophen, in denen Roland sein Schwert zu zerbrechen versucht, gegen Tobler als ursprünglich glaubt erweisen zu können) von einem Redactor, der jene drei Strophen erfand oder Anteil an ihnen hat, herrühren. Nur O hat übrigens drei *perruns*.

Werk eines mitempfindenden, mitschauenden Zeitgenossen des großen Kaisers, sondern im 11. Jahrh. erfunden worden wären, — welch' einziger Geist dieser ungelehrte Mann des 11. Jahrh., der ohne andere Unterlage als etwa eine dürftige „Sage“, dies empfindungsvolle, anschauungsreiche, leibhaftige Gemälde um Jahrh. zurückliegender Großthat fränkischer Männer seinen Zeitgenossen aufzurollen verstand, der zwar vor ihnen, und für lächerliche Einzelheiten, seiner Erzählung geschriebene Quellen fingieren muß, seine Helden aber nur von einem Fortleben ihrer Thaten in der *chanson* wissen lassen kann! Warum muß denn der „eine Dichter“ des Rolandarchetypus etwas anderes sein, als der eine Verfertiger des Volksbuches von Fierabras le Géant; oder der Alexiuslegende in Tiraden, und warum soll nicht auch der „eine Rolandsdichter“ des 11. Jahrh., wie jene beiden ein simpler Redactor einer alten, vor ihm bereits wiederholt bearbeiteten alten Rolanddichtung gewesen sein? Das Variieren, Ergänzen und Spezialisieren ist doch gewiß einer Zeit angemessen, in der dem Publikum, weil es dem epischen Gesange schon nicht mehr naiv gegenübersteht, geschriebene Quellen vorgelogen werden müssen. Die Depravation der epischen Kunst beginnt doch offenbar schon da, wo sie nicht mehr auf eigenen Füßen steht, wo der Stoff nicht mehr wirkt, wo der Sänger dem Mißtrauen begegnen muß; schon mit dem Rolandarchetypus also, da dies schon darin der Fall, ist die Epoche der naiven Epik innerhalb der nationalvolkstämmigen Dichtung in Frankreich beschlossen gewesen. Oder kann man sich etwa das vorbildlose, dem Verständnis des Ungelehrten dargebrachte und aus seinem Geiste entsprungene franz. National-epos ohne eine solche naive, es erstehen lassende Epoche denken, auf die nicht erst jene mit der Unwahrheit und der Formkomplizierung operierende Epoche gefolgt wäre? Eine solche Vorstellung ist von um so zweifelhafterer Richtigkeit als das, dem Epos verwandte bürgerliche Lied (so dürfte man die *chanson d'histoire* dem Nationalepos als dem historischen Lied gegenüberstellen) noch in den aus dem 13. Jahrh. überlieferten Proben durchaus jene einfache Logik, Wahrheit und Ungekünsteltheit der Darstellung zeigt, bei der die Mitteilung des Stoffes das einzige Interesse des Dichters ist, und die das, in denselben Kreisen gepflegte heroische Lied in der Zeit seiner Bildung doch aus keinem ersichtlichen Grunde entbehren mußte. Mag man über das Alter des Kernes des Rolandsgedichts daher auch welcher Meinung immer sein, daß der Rolandsarchetypus ein Original sei, kann niemand beweisen, und die vom Verf. verfochtene Theorie der Ursprünglichkeit der Variante hat in ihm absolut keine Stütze.

Ich vermag nur eine Art der sog. Variante, die ich die grammatische Dittologie nennen möchte, dem französischen epischen Lied der ersten Epoche zuschreiben; sie ist auch die einzige allgemein verbreitete Art in franz. Epos in litterarischer Zeit, hat aber durchaus nicht die Zwecke, die man der Variante beizulegen beliebt, obwohl sie die Ursache derselben gewesen sein kann. Die grammatische Dittologie besteht nicht aus Strophen und längeren Versreihen; sie umfaßt selten mehr als die ersten 4 Anfangverse einer Strophe, sie ersetzt im allgemeinen einen längeren Nebensatz mit Rückwärtsbeziehung auf vorher Berichtetes, causale und relative, besonders Temporalsätze, die man mit einem subordinierenden als (*quand*) oder indem (*comme* oder Partizipialkonstruktion) einleiten würde, und dient in der Erzählung

zur Veranschaulichung, zur Verflechtung, zur Angabe der engen Beziehung eines vorausgezählten und nachfolgenden Ereignisses oder Thuns. Vom qualifizierenden Relativsatz, wie von den causalen und subordinierenden Temporalconjunctionen macht die französ. Volksepik ja noch einen sehr spärlichen, manche Epen einen verschwindend geringen Gebrauch. Im Rolandslied steht z. B. *quant* = als — nur von dieser Bedeutung ist hier zu reden — nur 21 mal zur Verknüpfung von Strophen, 15 mal im Innern der Strophe; in 30 Fällen bezeichnet dabei merkwürdiger Weise das Verbum stets eine Sinnesempfindung (*quant voit* 42 etc., *quant oit* 3612 etc., *quant sent* 2083), 3 von den übrigen 6 Fällen mit anderen Verben eröffnen die letzten, in den anderen Redactionen abweichend überlieferten Strophen (V. 3934. 3975. 3987), von den 3 letzten innerhalb der Strophe auftretenden trifft der eine, V. 333, in Strophe 26, die in den andern Versionen ebenfalls anders lautet, die beiden andern sind V. 2319 in Variante, und 2481. Bei weitem überwiegend ist die Nichtbezeichnung der Gedankenbeziehung, also die Darstellung in Hauptsatzform (wofür Belege überflüssig) oder aber die zu vollziehende Gedankenverknüpfung wird durch Dittologie angedeutet (wofür hier ein paar Proben genügen müssen). Z. B. hat V. 254 der Dichter des Charlemagne gesagt:

Chevalchet l'emperere od sun ruiste barnet,

worauf in 4 folgenden Versen die Bewährung der Wunderkraft der Reliquien hervorgehoben wird, die Karl auf der Reise bei sich führt. In der folgenden Strophe wird dann mit dem dittologischen Verse (259):

Chevalchet l'emperere od sa cumpaigne grant,

dem 260 *E passerent les munz e les paiz d'Abilant . . .*

folgt, an den mit seiner Genossenschaft reisenden Kaiser erinnert, der nunmehr (auf der Reise) Berge und Höhen passiert. Die bereits bekannte Vorstellung des reisenden Kaisers sollte in unterordnender Satzform (mittels Participium oder Relativsatz) erneuert werden; den gleichen Dienst thut hier der dittologische Ausdruck, der einen qualifizierenden Relativsatz vertritt. Derselben Art ist die Dittologie Charlem. 783—84 = 780—81.¹ — In der Function eines Temporalsatzes steht die Dittologie: Rol.

V. 168 *Li empereres s'en vait desuz un pin,*

169 *Ses baruns mandet pur sun cunseill fenir,*

worauf folgt: Ogier *i* vint, l'arcevesques Turpins

und die übrigen am Rat teilnehmenden Führer genannt werden. Der Dittologie entsprechen in der vorangehenden Strophe die Verse:

165 *Dessuz un pin en est li reis alez*

166 *Ses baruns mandet pur sun cunseill finer*

Par cels de France voelt il del tut errer.

Der sich hieran unmittelbar anschließende Gedanke: die aufgebotenen Führer versammeln sich dort (bei Karl): Ogiers, Turpins etc., greift auf bekannte Vorstellungen (*i* etc.) zurück, auf die zurückgegriffen werden muß, die aber als bekannte Vorstellungen ebenfalls in die Form des untergeordneten Satz in logisch gegliederter Rede gebracht werden müßten, und zwar, da sie als temporale Bestimmung zum Folgenden dienen, in die Form eines Temporalsatzes („nachdem der Kaiser unter die Fichte sich begeben und seine Barone

¹ V. 735. 6 ist keine Dittologie zu 733. 4; letztere Verse sind ein à part des Kaisers.

zum Ratschluß entboten hatte, — kam dahin Ogiers etc.). Der dem Rolandslied nicht recht geläufige Temporalsatz ist auch hier durch den Hauptsatz vertreten, die Dittologie zeigt das Gedankenverhältnis an, sie dient auch hier nicht als Zierrat. Vgl. auch Aub. li B. S. 72, 16—18 = S. 72, 6—10; ib. 98, 5—6 (beachte das *Adonc refu* V. 7) = ib. V. 3—4; ib. 123, 27 = 123, 26. — Recht instruktiv ist auch hier wieder der Tiradenalexius. Der Verf. hat zur originalen 36. Strophe den ganz passenden Schlußvers 547 *Ot le li clers, s'est issus del moustier* hinzugefügt. Er will hierauf ausdrücken, statt kurz mit dem Original die Auffindung des Alexius auszusprechen, daß der aus der Kirche heraustretende Küster den Alexius mit Hilfe der ihm vom Heiligenbild gewordenen Andeutungen am Kirchenthor erkannte, also sagen: indem der Küster heraustrat — erkannte er an den Zeichen Alexius; er beginnt demgemäß die neue Tirade mit der Dittologie: V. 548 *Ot le li clers fors del moustier issi*. Ja selbst der Verf. des strophischen Alexius kann solche Dittologie nicht ganz vermeiden, wenn er z. B.

in V. 24^a b . Si at li enfes sa tendre charn mudede
Nel reconurent li dui serjant son pedre,
 A lui medisme ont l'almosne donede

den Schlußvers der vorausgehenden Strophe:

23^e *Mais n'enconurent son vis ne son semblant*

wiederholt, weil er den komplizierten Gedanken ausdrücken muß: So veränderten Aussehens war Alexius, daß die ihn in Folge hiervon nicht erkennen den Diener seines Vaters — sogar Almosen boten.¹ Die vom Verständnis des Volkes abhängigen Dichter der alten Zeit mußten möglichst konkret, in der anschaulichen Form des Hauptsatzes, ihre Gedanken ausdrücken, wenn dieselben im öffentlichen Vortrag mit dem Ohr aufgefaßt werden sollten; sie durften der Denkkraft desselben keine Zumutungen dabei machen, wie es die zu logischer Subsumtion nötigen untergeordneten Sätze thun. Die Fähigkeit logische Unterordnung anzuzeigen war, worauf der Mangel an unzusammengesetzten, unterordnenden Conjunctionen in der französischen Sprache führt, bei ihnen selbst sogar wahrscheinlich noch in sehr geringem Grade entwickelt. Daß die Dichter in der Bildung grammatischer Dittologien verschieden verfahren, daß sie dem Einen ungeschickt breit geraten, wie von Andern auf das Wesentliche beschränkt werden konnten, leuchtet ein. Eine Frage kann daher in der That sehr wohl sein, ob nicht aus ungelenker breiter grammatischer Dittologie die sog. Variante herzuleiten ist, durch die der ungebildete Sänger, der ein von ihm verbreitetes Lied redigierte, verleitet werden konnte, seiner auf das vorher und nachher nicht bedachtnehmenden, vom epischen Gemeinplatz sich nähernden, auch das Einfältige durch das Vortragspathos stützenden Beredsamkeit freien Lauf zu lassen und durch Interpolierung auch der Dittologie die Logik des Originalwerkes zu verderben.² Ist die Ansicht von der größeren Ursprünglichkeit des provenzalischen Fierabras die richtige, so bietet die Überlieferung Belege auch hierfür; die Erwartung, daß sie durch kritische Ausgaben anderer altfranzösischer Epen Bewährung finden könne, scheint mir

¹ Derselbe Satz: *nel reconurent* wiederholt sich 24^e und 25^a, wo er als Causalsatz funktioniert.

² Auf solche Weise kann man sich z. B. das Entstehen der drei Strophen des Rolandsliedes verständlich machen, in denen von R.'s Versuch Durendal zu zerschlagen und vom Blasen des Horns gesprochen wird, die der Verf. in eingehender Prüfung als ursprünglich zu erweisen sucht.